

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 13. — Sonntag, den 24. März 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Arbeitsdienst erobert eine neue Provinz

Die Kultivierung des Emslandmoores.

„Boll ohne Raum“, so wird seit Jahrzehnten das deutsche Volk genannt, das dicht gedrängt sich im Verhältnis zu den meisten anderen Ländern mit einer kleinen Bodenfläche begnügen muß. Man mühte unter diesen Umständen annehmen, daß der deutsche Boden bis auf den letzten Quadratmeter ausgenutzt und der Landwirtschaft zugänglich gemacht sei. Dies ist jedoch bei weitem nicht der Fall. Tausende von Hektar Boden liegen brach, die sehr wohl urbar gemacht werden können. Seit den Kultivierungsarbeiten, die die preussischen Könige im Warthe- und Negebruch durchgeführt hatten, wurde sowohl im Vorkriegs- als auch im Nachkriegsdeutschland nichts mehr zur Erschließung all jener riesigen Debländereien, die etwa ein Sechstel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche unseres Landes ausmachen, getan. Auch hier war es wieder dem nationalsozialistischen Staat vorbehalten, Wandel zu schaffen, der in umfassender Weise den Arbeitsdienst, jene wirkliche Armee des Friedens, eingesetzt hat. Von allen Arten brachliegender Bodens ist es insbesondere

das Moor, das infolge seiner Beschaffenheit am meisten für die Urbarmachung in Frage kommt. Unter Moor verstehen wir diejenige Form einer Landschaft, die im Bereiche eines großen örtlichen Wasserreichtums liegt, sei es in dem Bereich eines Sees oder eines Flusses mit nur geringem Gefälle, sei es im Bereich von Sümpfen oder Quellen. Ein Moor entsteht stets, wenn Reste eines reichlichen Pflanzenwuchses durch dauernde Ueberflutung und Durchtränkung einem langsamen Zersetzungsvorgang, der Verrottung, verfallen. Man unterscheidet Flach- und Hochmoore. Die erstgenannten sind solche, die sich nicht über dem Spiegel des sie beherrschenden Gewässers erheben. Sie bestehen in der Regel aus

Gräsern, Schilf, Riedgras und Binjen, tragen vielfach auch Erlen, Weiden, ja sogar Eichen, und können ihres großen



Reichsarbeitsführer hierl bei der Besichtigung der Lagerbauten im Emslandmoor.

Wasserreichtums wegen beim Ueber-schreiten sehr gefährlich werden. In Gedichten und Sagen ist ihre düstere Schönheit und ihr steter Hunger nach Opfern, der Mensch und Tier gefährlich wird, ungezählte Male besungen worden. Ganz im Gegensatz zu ihnen die Hochmoore. Uhrglasförmig wölben sie sich über dem Wasserspiegel, besonders häufig an feuchten Stellen sandiger Gegenden. Wo Untergrund und Wasser kalkarm sind, siedeln sich kalkfeindliche Torfmoose an. Oder auch da sind Hochmoore vorhanden, wo sich die Decke eines Flachmoores ständig verstärkt hat. Beide Arten des Moores kommen sowohl in der Ebene als auch im Gebirge vor, gewöhnlich aber nur in den gemäßigten Zonen. Die Hochmoore des Mittelgebirges gelten als wichtige Wasserspeicher, die dort, wo sie vorkommen, für die Wirtschaft wie auch für das ganze Bewässerungsnetz unentbehrlich sind. Ihr größter Teil ist jedoch, von einigen Naturschutzgebieten abgesehen, völlig nutzlos, und gerade sie sollen der Gesamtanbaufläche angegliedert werden. Freilich ist die Kultivierung beider Arten von Moor

wegen der freien Humus-säure und des Wasser-übermaßes, das erst beseitigt werden muß, eine schwere und langwierige Arbeit. Im Emsland hat nun die größte bisherige Offensive gegen das Moor begonnen. Führt man gen Westen, durch die fruchtbaren Weiden Niedersachsens mit seinen strohgedeckten Bauernhöfen, die an der Wetterseite von starken Eichen malerisch umstanden sind, dann steht man plötzlich vor einer Grenze, an der das blühende Leben ein jähes Ende nimmt. Man befindet sich am Rande des riesigen Moores, das in den Bezirken Osnabrück und Aurich sowie im Lande



March zur Arbeitsstätte im Morgengrauen

Oldenburg rund 1500 Quadratkilometer bedeckt. Diese gewaltige Fläche soll jetzt vom Arbeitsdienst urbar gemacht werden, nachdem der frühere Gedanke, die Arbeit durch Häftlinge ausführen zu lassen, aufgegeben worden ist, und mit Recht. Nur freie deutsche Männer können den Anspruch darauf erheben, dem Vaterlande neuen Boden zu gewinnen. Wo die Ems die Tieflandsbucht von Münster verläßt, fließt sie in vielen Windungen durch ein riesiges Gebiet von Hochmooren, und wo sich der sanfte Rücken des Hümmelings am Flußlauf erhebt, hat bereits das große Werk begonnen. Zunächst ist für die Kultivierung das Land zwischen der Ems und der holländischen Grenze in Betracht genommen. Es umfaßt ein Gebiet von etwa 110 000 Hektar, das ist wohl die bisher größte Aufgabe, die sich der Arbeitsdienst gesteckt hat. Viele Tausende von Arbeitsdienstmännern werden hier jahrelang beschäftigt sein, bis aus dem einstigen Moor Bauernhöfe emporwachsen, von denen jeder zwölf Hektar umfassen soll, also gerade soviel Land, als er für seine Existenz braucht. Auf diese Weise kann allein im Oedland der Emstreife Raum für 8750 Bauernhöfe geschaffen werden, die in der Lage sind, 45 000 Menschen zu ernähren, und auf denen rund 17 000 Pferde, 36 000 Stück Rindvieh, 27 000 Schweine und 87 000 Hühner gehalten werden können. Bis es soweit ist, wird freilich eine

blühenden Dörfern. Wendet man den Blick zurück nach deutscher Seite, so dehnt sich nichts als eine traurige Einöde ohne Baum und Strauch, unendlich bis an den scharfen Rand des Horizonts, eine weite Ebene, düster und reizlos. In einigen Wochen aber wird man an ihrem Rande ein anderes Bild gewahr werden. Dann werden junge Deutsche aus allen Gauen mit dem silbernen Emstrandstreifen am Ärmel, den ihnen der Reichsarbeitsführer hierher verlieh, die Häufte rocken, um auf friedlichem Wege mit dem Spaten Neuland zu erkämpfen für das Deutschland Adolf Hitlers.

Aushebung der Baugrube für die Lagerbaracken. Während der Arbeit muß ununterbrochen das nachdringende Grundwasser mit einer Pumpe abgeschöpft werden.

Unsere Tage sind Schaffen und Mühen, unsere Märsche sind Hammerschlag. Mag Regen sprühen, mag Sonne glänzen, wir füllen raslos den Arbeitstag. Wir tragen die Schippe, bedienen Motoren, wir schippen den Sand und wir karren die Loren. Spaten und Beil, Hammer und Keil sollen das Wappen unsrer Arbeit sein.

die Hauptarbeit der ganzen Moorkultur und erfordert die meiste Mühe. Ist sie vollbracht, und sind auch Straßen angelegt, so kann die Siedlung beginnen. Wertvollstes Weide- und Ackerland wird dann entstehen und das Weidewieh vom Hochmoor wird getrost einen Vergleich mit dem gutgenährten Marschvieh aushalten können. Aber auch für den Gartenbaukleinbetrieb mit Gemüse, Obst und Blumen wird der Boden geeignet sein. Gegen die Trockenlegung von Mooren hat häufig der Naturforscher Einspruch erhoben, von seinem Standpunkt aus nicht zu Unrecht. Ein Moor ist für ihn eine kostbare, unerschöpfliche Fundgrube, wo sich Jahrtausende lang das Pflanzenleben ungestört entwickeln konnte. Dies trübt jedoch für die Emstrandmoore nicht zu. Hier gibt es keine Urwälder, keine blühende Heide mit Bachholderbäumen, es ist nichts als trostlose Vernachlässigung von absterbender Natur. Steht man heute auf dem Ha'elberg, über den die holländisch-deutsche Grenze verläuft, so sieht man auf holländischer Seite auf dem gleichen Boden Saatfelder, Wiesen, Acker und Weideland mit



Eine Karte von dem Unterlauf der Ems mit dem tiefen Emstrandmoor an der holländischen Grenze.



Aushebung der Baugrube für die Lagerbaracken. Während der Arbeit muß ununterbrochen das nachdringende Grundwasser mit einer Pumpe abgeschöpft werden.

Unsre Gewehre sind blißende Spaten

Melodie: Wind.

Text: Hans Jürgen Nierens.

Unsre Gewehre sind blißende Spaten, unsre Granaten sind harter Stein, wir sind Soldaten, wir merken und taten.

Wir werden Soldaten der Arbeit sein, wir tragen die Biken, bedienen Motoren, wir schippen den Sand und wir karren die Loren.

Spaten und Beil, Hammer und Keil, sollen das Wappen unsrer Fahnen sein. Unsre Geschütze sind rollende Wagen, unsre Befehle sind Wert und Tat. Weg mit den Klagen der Schwachen und Jagen, wir reißen die Furchen und streuen die Saat. Wir sind Generale ohne die Sporen, und unsere Säule sind stinke Traktoren. Wer mit uns zieht, singt unser Lied, der soll Freund uns sein und Kamerad.

Unsere Tage sind Schaffen und Mühen, unsere Märsche sind Hammerschlag. Mag Regen sprühen, mag Sonne glänzen, wir füllen raslos den Arbeitstag. Wir tragen die Schippe, bedienen Motoren, wir schippen den Sand und wir karren die Loren. Spaten und Beil, Hammer und Keil sollen das Wappen unsrer Arbeit sein.

Der Kampf gegen die Mechanisierung vor 100 Jahren

Eine Skizze aus Annaberg.

Das Jahr 1846 hatte in Sachsen eine Mißernte und damit hohe Brot- und Kartoffelpreise gebracht. Dazu kam im Erzgebirge die Unterlegenheit des Posamentierhandwerks, das hier vor 100 Jahren in Blüte stand, gegenüber dem Fabrikbetrieb. Konnte es da wundernehmen, wenn sich der erzgebirgische Posamentierer große Aufregung bemächtigte, als es hieß, daß die Handarbeit durch Maschinen ersetzt werden solle.

Wir lesen darüber im „Herold“ vom November 1846 das Folgende:

„Am 9. November fand in Annaberg in den Nachmittagsstunden ein Auflauf statt, der sich auf mehrere hundert Menschen belief; die Mehrzahl derselben waren Fremde, die geringere Annaberger. Es hatte sich daselbst und in der Umgegend das Gerücht verbreitet, das Haus Eisenstuck & Comp. in Annaberg habe eine Maschine erhalten und aufgestellt, die an einem Tage 50, 60, ja man hörte sogar 100 Stück Franzen wirft und drilliere, so daß das Stück Franzen, wofür man jetzt zu drillieren 25 bis 30 S gegeben habe, auf jener Maschine für 5 oder 6 S drilliert werden könne. Durch diese Maschine und überhaupt durch Einführung solcher Maschinen glaubten nun Viele, die sich besonders mit diesem Erwerbszweig beschäftigt hatten, um ihren Verdienst zu kommen; es hatte sich ihrer eine große Aufregung bemächtigt, und so kamen sie herbei, um die Maschine, die Mörderin ihrer Subsistenzmittel, entfernt zu sehen. Der Obermeister der Annaberger Posamentierinnung begab sich unter die auf der Herberge der Posamentierer versammelte Menge und suchte dieselbe zu verständigen und von ihrem Vorhaben abzubringen; ein Mitglied des Stadtrats erschien einige Zeit darauf und wies

die Menge darauf hin, daß sie ihre Beschwerden auf dem gesetzlichen Wege anbringen könne, und auf die Gefahren eines ungesetzlichen Verfahrens; die Prinzipale des Handelshauses machten den Versammelten den Vorschlag, eine Deputation zu wählen, die sich in ihrem Etablissement persönlich überzeuge, daß eine derartige Maschine nicht vorhanden sei. Man ging auf diesen Vorschlag ein, besichtigte, und die Deputation fand nichts.

So wurde der Auflauf gestillt, und man hörte allgemein, daß man dies ganz besonders der Unersehbarkeit, der Kraft, der Umsicht und der Mäßigung des Obermeisters der Posamentierinnung sowie der gemessenen und wohlmeinenden Haltung der städtischen Behörde und dem Entgegenkommen der Prinzipale, die sich den Umständen accomodierten, zu verdanken habe.“

Der Auflauf war sehr glimpflich abgelaufen, wenn man von einem durch einen Annaberger Buben eingeworfenen Fenster absieht. Doch benutzte der Stadtrat den Vorfall dazu — hatten doch die Annaberger Schützen die Wache bezogen, um rasch zur Hand zu sein — an die Annaberger eine Aufforderung schon am nächsten Tag hinauszugeben, sich zur Errichtung einer interimistischen Bürgerwache zu unterzeichnen, denn man konnte ja nie wissen. Der Aufforderung war zahlreich entsprochen worden. Trotzdem faßte der Stadtrat den Entschluß, die Kommunalgarde wieder zu errichten. Es waren damals wegen dieses Ereignisses sogar fünf Einwohner verhaftet worden.

Mittlerweile haben sich auch im Erzgebirge die Menschen an die Maschinen gewöhnt.

Hans Strebelow, Nürnberg.

Nooch'n Feierabend



Dos verfligte Radio

Von Johann Günther, U. Nittersgrün.

's Radio is doch, wäß Gott, ene schiene Erfindung. Mr härt geleich alles, wos draußn in dr Welt lus is. 's gibt jeden Toog schiene Unnerhaltungsmusik, schneidige Militärmärsch, interessante Birtrög un fu wetter. Mr wäß manchsmol gar nett, welch'n Sender mr rahuln selbst, dä 's gibt immer of jedn ä schiens Programm. Am meisten warn da Radiokastn abr belagert, wenn unner Führer ämol reden tut. Do ka 's Stübl noch su kla sei, do ward sich abn neizam gewärgt, doß ja niemandn e Wort druv entgieht. 's is blus schoddrim, doß sich

net jede Familie esu e Kastel kaafen ka, dä die Dinger kosten immer noch allerhand Bald. Doß abr durch dan Radio in mancher Familie a emol e kläner Krach entflieht, is a schie dogewasen.

Esu is do neilich ne Barger-Karl un seiner Fraa, dr Lisbeth, gange. Dr Karl hatt sich dan Friehegabr a en Radioapperat gekaast. Dar ging nun von früh bis ohmds, un dos en Toog wie ne annern. Re Karl hot manchmol dr Kopp wiehgeta, obr bei dr Lisbeth gob's nisch, dr Radio mußt gieh. Die konnt nu schie jedn neie Schloger aus'n Kopp. Wir drei Wochen sei se abr emol tüchtig mitenanner 'zamgeroten. Do hat namlich of'n Deitschlandfender ener en Birtrög gehalten über dr neie'n Steierreform. Die Red' wollt sich dr Karl genau ahör'n, dä aber de vielen Steiern hot dr Karl schie meitoog kritisiert. Nu

war abr of'n annern Sender sette schiene Musik, do hobn se en Schuhplattler un en Schlager um en annern runner gedroschen. De Lisbeth hat natierlich dan Sender mit dr Musik ragehult. Do stand dr Karl von dr Ufnbank auf un stellet ne Deitschlandfender ei. De Lisbeth war net ze faul, stiegt von Klippelsack auf un hult ihre Musik ra. Do ging langsam is Gewitter lus. Dr Karl drehet an dan Kastel rim un de Lisbeth nim nooch dr annern Seit. Mr hot emol drei Wort von dan Redner un dann e paar Takt von dr Musik gehört. Dr Karl, dar uhnedies ewing hizig is, fing nu a ze wattern un ze schimpfen un bläket sei Fraa a. „Jech bie Herr im Haus!“ De Lisbeth, die natierlich noch e bissel hiziger wie ihr Maa war, bei dar brennets namlich geleich, wenn's net nooch ihrn Kopp ging, greift hie nooch dan Apperatt, ruppert de Dröht wag un perzet mit dan Kastel zur Stubntür naus. So wollts erst draußn an dr Hauseß pfaffern, do blieb se aber in dr Hausflur mit'n Schärzenband an dr Tür von dan Heisel hänge, wu jeder Mensch ne Toog ä paarmol neigiehe muß. Sie reißt die Tür auf un schmiss' dos Kastel dort in en Winkel nei. Nu stand nu dos schiene Ding ä paar Toog in dan finstern Winkel un dr Karl un sei Lisbeth hobns jedesmol von dr Seit ageguckt, wenn se emol dort nei mußten. Beredt hat kan's mit'n annern. Wenn sei beim Affen soßen, gucket dr Karl zum Fenster naus un d Lisbeth vir an Ufn. Su ging dos Theater vier Toog lang, kan wollt ne annern noochgabn. Re fimftn Toog hot de Lisbeth' Waschfast; se is ne ganzen Birmittig kämol nei in de Stul komme. Wie se ze Mittag de Tür aufmacht, sperret se Mau un Wagn auf. Do stand namlich dos Radiokastel wieder dort of sen alten Flack, drnabn soß dr Karl un horchet esu adachtig zu. Se hobn namlich gerod de „Lore“ gemacht. Do stand dr Karl auf un saht ze seiner Fraa: „Heit ho iech noch emol noochgabn, passiert mir dos noch emol, doß du mit dein hartn Kopp alles drzwinge willst, dann poch ich dos Ding do kurz un klar.“ Ob's nu esu bleibn ward, wolln mir när dr Zukunft überlosfn.

Humor in Wort und Bild



„Jungs, sitzt fest, ich steige jetzt ab!“



„Vielleicht fahren Sie gefälligt bald mit Ihrem Wagen weiter; — ich möchte mal niesen!“



Die gute alte Zeit

„Haben Sie Worte, Frau Schmidt? Sogar gab's in unserer Jugendzeit, Gott sei Dank, noch nicht!“



„Sie müssen sich ruhig verhalten, wenn Sie nach Hause gehen!“

„Herr Wachmeister: Sie wissen ja gar nicht, ob wir schon nach Hause gehen?“



Wersich

„Was einem so passieren kann. Heute bin ich doch auf der Hauptstraße einem begegnet, der hatte einen schwarzen Anzug an, lief barfuß in Holzpantoffeln und hatte einen Zylinder auf dem Kopf.“ „Wohl ein Irrer?“ „Rein, ein Schornsteinfeger.“



„Rein, diese Verluste, diese Verluste! Für 6000 Mark Ware habe ich an Schulze Söhne geliefert, und jetzt machen die Pleite.“ — „Ich denke, Sie haben den ganzen Warenvorrat unangebrochen zurückbekommen?“ — „Was hilft mir das, mit dem Schund kann ich doch nichts anfangen!“

Schatzkästlein des Wissens

Ruhm am falschen Platz

Wahrhaftig, da kriecht doch eine große, dicke Spinne über den frisch gescheuerten Fußboden. Die emsige Hausfrau ist entsetzt, die Freundin schreit leise auf aus Angst und Schrecken vor dem wilden Tier; nur die Tante nicht befriedigt, denn, verflücht sie, es ist ja Abend. Wer wägte auch nicht: „Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen; Spinne am Mittag, Glück am Dritt-Tag; Spinne am Abend, erquickend und labend.“ Und dabei tut man der guten Spinne mit dem vielgenannten Sprichwort eine ganz unerdiente Ehre an. Denn der Volksmund meinte ursprünglich nicht „Spinne“ sonder „Spinnen“.

Die abendliche Spinnstunde war erquickend und labend nach des Tages Müd und Last. Wem aber erleichterte man des Tages Arbeit, damit er schon mittags zum Spinnen kam? Der glücklichen Braut, die bis zur nahen Hochzeit noch viel zu schaffen hatte für eine vollkommene Aussteuer! Mühte jemand aber schon morgens am Rodek sitzen, so war Schmalhans Küchenmeister im Haus, und die Spinne drehte sich für den färslichen Lohn eines fremden Käufers. Unsere brave Spinne jedoch wurde insgesamt ungebührlich beachtet. — Einen Ruhm, den sie wirklich verdient, billigt man ihr dagegen höchst selten nur zu: den des bestarbeitenden Feinmechanikers. Weder die geschickteste Menschenhand noch die feinste Präzisionsmaschine vermögen einen Faden herzustellen, der so dünn ist wie der Spinnfaden. Daneben ist er haltbarer als viele andere Stoffe, aus denen sich auch sehr dünne Fäden ziehen lassen, und besitzt die unschätzbare Eigenschaft, daß er sich bei Aenderung der Temperatur nicht dehnt oder zusammenzieht. Die feinen Instrumente der Optik verwenden für ihre Fadentreuze daher Spinnfäden; wir finden sie in Teleskopen, Theodoliten, Nivelierungsinstrumenten, Zielfernrohren und ähnlichem. Viele optische Werke haben zu diesem Zweck eine eigene Spinnerei. Der Faden wird gewonnen, indem man die Tiere an einer Stelle, wo ihnen nur der Sprung in die Tiefe bleibt, zur Flucht reizt. Und da es mit dem Springen bei den Spinnen halt nichts ist, so spinnt sich das fleißige Tierchen selbst das Seil, an dem es sich herablassen kann. Bis zum Boden kommt es allerdings nie, denn die Menschen wickeln inatmosphären oben den Faden auf für ihre eigenen Zwecke.



Ein Schläger wird geboren

Was nennen wir denn eigentlich „Schläger“? Volkstlieder sind sie nicht, denn sie leben ja nicht in der Seele des Volkes seit undenklichen Zeiten. Und doch kommt der gute Schläger dem Volksliede nahe. Er lebt um so länger, je edler er Gefühlswerte bringt, die in beinahe jedem einen Widerhall finden. Er ist um so beliebter, je geschickter er gerade die Saite anschlägt, die in den meisten Menschen leicht und lebhaft mitschwingt. So könnte man beispielsweise die Straußschen Walzer zu den besten Schlägern zählen. Noch heute begeistern sie uns, und mancher Gassenjunge pfeift sie noch vor sich hin, mancher Drehorgelmann hat sie noch auf dem Kasten. Das am



Redarstrand verlorene Herz oder der zum Bahnhof gerollte Käse sind dafür Gott sei Dank vergessen. — Der moderne Schlägerkomponist hat es schwerer als sein kollege vergangener Generationen. Seine Bühne, auf der er den Schläger der Zukunft dem Publikum vorstellt, ist der Tonfilm. Und hier tut es nicht allein die gute Schlägeridee, denn die Technik des Tonfilms verlangt dabei weitgehende Berücksichtigung. Da ist zuerst der Filmentwurf, der auf die Möglichkeiten einer musikalischen Umrahmung hin geprüft wird. Das Drehbuch sieht dann bereits die Stellen vor an denen später der „Schläger“ gesungen wird. Diegen nun Handlung, Milieu, Stimmung genau fest, so beginnt die Komposition. Klingt im Komponisten die Melodie des Liedes, so macht er sich einen „Schimmel“, einen meist sinnlosen, aber rhythmisch richtigen Vers, der die Melodie trägt. Der eigentliche Text wird erst später unterlegt. So wurde aus Borgmanns Schimmel: „Ich hab' kein Geld und bin so pleite, / Ich habe Durst und gar kein Stoff“ hinterher der Text: „Von allen Frauen, die mich lieben, / Bin ich noch keiner treu geblieben.“ „Sitzt“ das Lied, so wird es der Spielleitung vorgelegt und bei beifälliger Beurteilung als Schläger von morgen in den Film eingebaut. — Kann bei einem Lied noch die Handlung auf die Komposition Rücksicht nehmen, so ist bei der sonstigen musikalischen Illustration des Films der Komponist völlig der Handlung unterstellt. Mit der Stodvubr in der Hand mißt er die einzelnen Partien ab: 10 Sekunden Marsch, 41,5 Sekunden zärtlichen Walzer, 1,5 Minuten dramatische Untermahlung und 11,8 Sekunden schmissiges Happend. Der Komponist mit der Stodvubr als Symbol unserer Zeit ist der Schöpfer unseres heutigen Schlägers.

Was ist eine Explosion?

Da konnte man in der Zeitung lesen, daß in den weiten, mit Melonen bestandenen Feldern des nordamerikanischen Staates Maryland eines Morgens plötzlich wildes „Maschinengewehrfeuer“ ertönt wäre; die Melonen waren mit lautem, böllerartigem Knall explodiert. Als Grund für diese eigenartige Melonenexplosion wurde der ungewöhnliche Wettersturz angegeben, der von beinahe fünfzig Grad Celsius mit intensiver Sonnenbestrahlung zu trübem Wetter knapp über Null Grad geführt hatte. Explosion — immer wieder schreckt uns die Nachricht von irgendeinem Unglücksfall auf und mahnt uns zur Vorsicht beim eigenen Umgang mit explosiven Stoffen. Aber was ist denn eigentlich eine Explosion? Der Fachmann würde etwa sagen: eine plötzliche Kraftäußerung die immer auf dem Ausdehnungsstreben von Gasen oder Dämpfen beruht. Stellen wir uns den Vorgang einmal ganz verlangsamt vor. Ein Kleidungsstück ist in Benzin gewaschen worden; der aufsteigende Benzindampf vermischt sich mit der Luft und die sehr explosive und darum so gefährliche Benzindampfluft entsteht. Durch irgendeine Unvorsichtigkeit wird dieses Dampfgemisch erhitzt, was bedeutet, daß die vorher recht trägen Gasteilchen in lebhafter Bewegung kommen. Dabei setzen sich die Sauerstoffmoleküle der Mischung mit den Benzinmolekülen um, wobei Energie, wiederum in Gestalt von Wärme, frei wird. Diese Wärme erhitzt wieder die umliegenden Gasteilchen, die sich dadurch weiter umsetzen, eine Kette ohne Ende. Schließlich ist, selbst wenn die überschüssige Wärme anfangs eine Ableitung nach außen fand, der Augenblick erreicht, in dem das ganze Gasgemisch sich selbst so weit erhitzt hat, daß es brennt. Im allgemeinen schreitet diese Entzündung verhältnismäßig langsam, mit der Geschwindigkeit von einigen Metern in der Sekunde, vorwärts. Bisweilen aber wirkt die entzündete Gasmasse so plötzlich auf ihre Umgebung ein, daß das Gasgemisch rings herum sich verdichtet. Auch dabei erhitzt es sich, wodurch wieder die Verdichtung weitergetragen wird, neue Hitze entsteht, auch hierbei eine endlose Kette. Jedoch bildet sich bei dieser Form der Entzündung die verhängnisvolle Druckwelle, die in Bruchteilen einer Sekunde das ganze Gasgemisch durchdringt und zur schrecklichsten Form der Explosion, der furchtbaren Detonation, führt. Nichts kann diesem Riesendruck widerstehen. Mit einer Geschwindigkeit von 2 bis 3000 Sekundenn Metern wälzt sich die Druckwelle vorwärts.



DIE ROSENTÄNZER

Roman von Sophie Kloerß.

(1. Fortsetzung.)

„Du darfst immer kommen, da macht sie gute Augen. Sonst macht sie sie mir nicht oft.“

„Deine Großmutter ist eine starke und gute Frau, Mädchen.“

„Hu, sei still. Und ich bin ein wilder Junge, der das nicht verdient, solche Großmutter zu haben, was, du? Na, hast du dein Rohr wieder zurechtgeschoben?“

Ohne weiteren Gruß lief sie am Priel hin und dem Ausfluß des Wasserlaufes zu, wo ein langer, schmaler Dammbau sich noch eine Strecke in die See hinauszog, die Insel und den Eingang in den kleinen Hafen schirmend. Schon sah man das Boot des Doktors heransfliegen. Es jagte vor dem Wind und lag so scharf auf der Seite, daß es aussah, als tauche das Segel immer einmal in die aufschäumende Flut.

Der Arzt saß allein im Fahrzeug. Er steuerte mit der einen Hand und hielt in der andern die Segelschote. Dazwischen ließ er die Blicke zur Insel hinübergehen, und nun erblickte er die Mädchengestalt mit den wehenden Röcken und wußte, wer da wartete.

Aber darauf durfte er sich nichts einbilden.

Moiken Siabs wartete aus Langeweile, weil jede Unterbrechung ihres einförmigen Lebens ihr ein Geschenk war. Er als Mann kam für das sechzehnjährige Kind gar nicht in Betracht.

Aber freuen würde sie sich an diesem Tage noch. Und wie freuen. Er hatte etwas für sie in der Rocktasche. Ein Buch. Und wenn Großmutter Siabs auch sagte, alles Druckwerk sei Teufelsfram — lieber Gott, irgend etwas will solch junges Ding doch haben. Wenn man aus lauter Brennstoff zusammengelegt ist wie Moiken Siabs.

Es klang ein Sauchzer über das Wasser.

Noch die letzten hundert Ellen — das Segel glitt nieder, die Spitze des Bootes wandte sich ein wenig, da strich es in den Priel hinein.

Doktor Holland warf der Wartenden das Bootstau zu, sie griff es auf, ging am erhöhten Rande des Priels hin, und hinter ihr glitt das Boot, bis sich ein Wasserbecken aufstaut, ein paar hundert Ellen lang und breit, der Hafen von Moorstrand. Freilich nur für kleine Fahrzeuge berechnet. Da legte Holland am Steg an und kam an Land.

„Der Jung' ist gut zuwege,“ kam Moiken seiner Frage zuvor. „Er fragt schon alle Tage nach Euch. „Badder, wo Badder?““

„Der arme kleine Kerl. Aber bei Mutter Siabs ist er gut aufgehoben.“

„Bei mir nicht?“ Es klang scharf und gereizt.

„Na, Moiken, na, Deern — was denn nun. Weißt doch, wie froh ich bin, wenn du gut bist mit meinem Kind. Und darum —“ er warf einen Blick hinüber zur Siabswerft, „hab' ich dir was mitgebracht. Ist was Gutes. Wenn die Großmutter es auch nicht mag.“

„Ach, die mag alles nicht, was mir lieb ist.“

Aufstrahlend griff sie nach dem Buch.

„Gedichte von Friedrich von Schiller. Gedruckt in der Cottaschen Buchhandlung. 1809. — Oh, da danke ich Euch vielfach.“

„Hab' ich es recht gemacht? Wenn das Herz mal schwer ist, magst dir aus den Worten des Dichters neue Freude holen.“

Sie schob das Buch in die Tasche. Großmutter brauchte es eigentlich nie zu erfahren, was ihr da in das Haus gekommen war.

„Ich kenn' was von dem,“ sagte sie zutraulich, neben dem Arzt hergehend. „Pastor Friedrich in Dagebüll, wie ich bei

Copyright durch Dammert-Pressedienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

Tante war, las mal abends ein Gedicht von ihm vor. „Der Kampf mit dem Drachen“. — Da haben wir alle richtig geflogen. Es war gräßlich, aber schön war es doch.“

„Das kannst du auch darin nachlesen.“

„Fein.“ Sie streckte ihm die kleine von Luft und Seewasser gebräunte Hand hin. „Vielen Dank, Doktor.“

Sie nannten ihn nicht Herr. Sie waren nicht für solche Formen, die den einen höher stellen als den andern, wenn sonst auch ihr ganzes Leben nach uralten Sitten ging. Doch ein „Herr“ war diesen freien Friesen ein ungern gesehener Gast.

Dr. Holland stammte von Sylt und war einer der Ihren. Nur daß er ein bißchen mehr gelernt hatte. Wenn auch Buchwissenschaft kein sehr großes Ansehen hatte.

Nun wohnte er drüben in Dagebüll, war Witwer und hatte seinen Jungen, mit dem es nicht richtig war, Mutter Siabs gebracht, die sich auf allerlei gute Kuren verstand, solche, die für Kinder besser sind, als alle Sachen, die der Apotheker kocht. —

Und Mutter Siabs trat ruhig und schwer unter die Tür des Hauses, als sie die Enkelin mit dem Gast die Werft hinaufkommen sah. Ihr graues Haar unter der schwarzseidenen



... sie gab die Hand mit einem Druck,
so fest wie ein Mann.

Mühe war noch dicht und voll, ihre Züge waren noch glatt, trotzdem viel Leid über sie hingegangen war, ihre Augen befehlten noch, obgleich sie siebzig zählte, und auf ganz Moorstrand galt ihr Wort wie ein Gesetz.

Sie sagte nicht viel, aber als sie die Hand gab, mit einem Druck so fest wie ein Mann, wußte der Ankömmling, daß er willkommen war.

Der siebenjährige Hennerk war zu Bett gebracht worden. Er hatte immer noch einmal gefaselt: „Badder, Badder, tommen,“ und immer noch einmal war Holland an das Wandbett getreten und hatte den Kopf mit den dünnen, fahlblonden Haaren gestreichelt, bis endlich die Augen des Kindes zufielen. Dann stand er noch ein paar Augenblicke und sah mit den Augen des Arztes auf sein Kind.

Das würde nie ein starker, geistig und körperlich gesunder Mensch werden. Es war ein Wunder, daß es überhaupt lebte, so jämmerlich, wie es zur Welt gekommen war.

Und war doch das einzige, woran sein Herz hing.

Die Menschen hielten ihn für einen schroffen Mann. Er machte nicht viele Worte, sonderlich nicht, wenn er jemand

nicht mochte. Und seine Sympathien und Antipathien waren sehr ausgesprochen.

Er war überhaupt ein Sonderling; mit seinen sechsund-dreißig so wunderbar wie mancher noch mit siebzig nicht.

Er hatte eine reiche Marschbauertochter geheiratet, die gern eine Dame in der Stadt werden wollte.

Das Mädchen war hübsch gewesen, und daß sie oft ein bißchen viel Teepunsch trank, und dann lachte wie eine Ragd und sich gar nicht zu halten wußte, das hatte man ihm nicht gesagt.

Er hätte auch wohl gedacht, wie die Männer denken: Das gewöhn' ich ihr ab. Denn jeder Mann meint, wenn er heiratet, daß er sich die Frau schon nach seinem Wunsche ziehen wird. Mit Güte und mit Strenge.

Bis sie dann sehen, daß die Frau bleibt wie sie ist, nur sie selber sind müde an ihr geworden.

Der Doktor war ein unschönes Kind gewesen und ein unschöner Mann geworden. Die Mädchen sahen ihm nicht zärtlich nach.

Bei den offen zur Schau getragenen Wünschen der reichen Gesa wurde ihm darum warm um das Herz. Er heiratete und hatte Zeit, seine Torheit, vielleicht die erste seines Lebens, zu bereuen.

Man nahm die Frau sehr kühl auf in der Stadt. Es wurde schnell bekannt, daß sie „nichts vertragen konnte“. Dies Mäntelchen hing man der Sache um.

Dann kam nach zwei Jahren der Jung'. Kam viel zu früh, war dünn und schwach zum Auslöfchen, quiemte und wimmerte die ersten Monate immer so vor sich hin und lebte doch weiter. Während die Mutter sich nicht besinnen konnte und nach einem Jahr starb.

Da war er wieder frei.

Bei seinem Einkommen, und weil er gezeigt, daß er ein guter Ehemann war, selbst für eine schlechte Frau, hätte er an allen Türen klopfen dürfen.

Aber er fuhr mit dem Kind zur Insel hinüber und brachte es Großmutter Siabs, und aß im „Blauen Hecht“ und ließ im übrigen Lobbe, sein altes Faktotum, für sich sorgen.

Die Frauen in der Stadt erzählten Schauerdinge davon, wie es im Hause des sonderbaren Doktors aussehe. Nur die Sprechstube, in der allerdings nicht viel mehr stand, als ein Holztisch, ein paar Stühle und zwei Schränke, die lehrte Lobbe alle Morgen und streute die Dielen mit Seefand.

Dr. Holland wußte, wie sie über ihn zischelten und ihn doch nicht entbehren konnten. Ihm war das nicht mehr wie Rücken-gesum. Ein verständiger Mann achtet das nicht.

Er hatte seine kleinen Freuden, die gingen ihm über alle Gesellschaften der Dagebülter Honoratioren.

Und eine der kleinen Freuden waren die Fahrten nach Moorstrand.

Da gab es eine handvoll leidlich verständiger Menschen, denen der Wind die Mücken aus dem Kopf blies, und denen die See alle Schnalereien aus den Ohren sang.

Und unter dem Siabsdach war sein Kind geborgen wie nirgends.

Die herbe Luft? — Die war es gewöhnt, denn viel weicher war sie hinter dem Deich auch nicht.

Die ewig drohende Flut? — Man mußte dem Himmel auch ein bißchen überlassen. Und Deiche schützen auch nicht immer. Zudem, einmal würde er sich den kleinen Jammerkerl doch vielleicht wieder holen, es war sehr einsam im Hause. Selbst dies kindische Gestammel war besser als die lautlose Stille, seit er mit Lobbe allein hauste. Denn er war noch wort-farger als sein Herr.

„Doktor,“ rief Moiken Siabs aus der Döns, „schläft er denn noch nicht? Der Schulmeister ist schon da, und der Pastor kommt auch über die Brücke.“ Da ging er in die Döns, wo es im Ofen glühte, wenn's auch nur Torf war, und lehnte sich gegen die bunten Kacheln und fragte Jasper Ingwersen: „Was 'ibt es Neues auf Moorstrand?“

„Anne Karstens Schafbock hat das linke Vorderbein gebrochen. Er war in ein Maulwurfsloch geraten. Ich hab' es geschient, und es wird wieder. Schlachten konnt' sie ihn nicht. Er ist alt wie Methusalem, und kein Mensch hätt' das Fleisch beißen können.“

„Und Uwe Karstens?“

„Läßt nichts von sich hören. Wird wohl irgendwo herumsegeln mit seinem Fürsten — oder was er ist —, wo es wärmer ist und wo der Rebel nicht so dick auf der See liegt.“

Er sah zum Fenster hinüber, aber wenn auch die Läden nicht vorgelegt gewesen wären, er hätt' doch draußen nicht viel sehen können als eben diesen Rebel.

Der hing wie ein riesiger weißer Wattesack über der Insel, denn der Wind war gegen Abend ganz eingeschlagen, und alles draußen war still und schwer und voll Kälte und Kälte.

Pastor Borjum brachte die feuchte Kühle mit sich, wie er eintrat. Sie hing in seinem Rock, sie nähte sein Haar, sie perkte sogar an den Wimpern, und er mußte sich die Augen wischen, um klar sehen zu können.

„So,“ sagte er, behaglich lächelnd, „da wäre das Triumphat ja mal wieder vollzählig. Guten Abend, Mutter



... und eine seiner Pwadon war die Fahrt nach Moorstrand.

Siabs. Abend, Moiken, Abend —“ er sah sich um — „Elsbe ist wohl wieder beim Schaffen?“

„Sie brät die Buttl“, sagte Moiken. „Sie kann alles selbst am besten.“

Er sah sein Beichtkind lächelnd an. „Und wann wird Moiken Siabs es ebenfogut verstehen zu wirtschaften wie die Schwester?“

„Nie. Wie soll das zugehen? Wenn ich ein bißchen weitergekommen bin, ist sie allemal ein großes Stück darauf, und ich bleib' nur mehr hinter ihr zurück.“

Es drückte sie augenscheinlich wenig, sie lachte dazu.

Sie hatte die ganze Wirtschaft. Sie wäre am liebsten ein Jung' gewesen und hätte den ganzen Tag auf dem Wasser gelegen, hätte Fische gefangen und Segel gesetzt, wäre auf die Masten geturnt und hätte abends an Land in den Schenken gesungen und getanzt. —

Ach, tanzen! Ach, tanzen! — Jauchzen, fliegen — aus lauter Jubel und Uebermut bestehen! Die Menschen um und um wirbeln!

Aber man tanzte selten auf Moorstrand. Seit sie daheim war, hatte der Dudelsack noch nicht gepiffen.

Die Tür ging auf, und Elsbe kam in die Stube, eine riesige Schüssel gebratener Buttl vor sich hertragend.

Jasper Inwersen stand sofort auf und nahm ihr die Last ab.

Es war unausgesprochenes Einverständnis, daß der Schulmeister und die älteste Enkelin der alten Mutter Siabs ein Paar werden würden.

Sie war zwar die Erbin von Wurt und Hof und eigentlich eine zu gute Partie für einen Schulmeister, aber er war aus einer der ältesten Familien der Insel, und Großmutter Siabs hielt was auf Herkommen und echtes Friesenblut.

(Fortsetzung folgt.)

Am Stammtisch

(Nachdruck verboten.)

Do neiligt soohen in „Goldnen Lamm“
de Stammgäst' ohndst beim Bier zesamm,
hoom dos un gänns zamm d'ischkeriert,
wos in dar Walt zenstrim passiert.

Un — wie dos manchmol klappen tut —
von Laam¹⁾ do kam' se off'n Lud:
Ob's „Lutsei“ wuhl a End' mol nähm'
un dr Mensch dann speeter wiederkäm'.

„Jawuhl!“ schreit 's „Sast-Loch“²⁾ hinnerhar,
„'s kaa sei als Drach', als Gans, als Pfaar,
un epper ah als Schmetterling! —
Dos is halt wieder a meresch Ding.“

Halbtut hot siech dos Chor gelacht,
noch meh' s'itts Viechzeig ausgedacht,
in wos für Form am saling End'
„die“ oder „dar“ d'r'scheine könnt'



Ludwig Richter: Hört ihr Herrn und laßt euch sagen...

„Nu klar!“ soogt dr Schei-Bäck ganz bestimmt,
„doß mer off dar Walt mol wiederkimmt!
A jeder Maa will doch sei Fraa
zum Beispiel amol wiederjah.“

„J naa!“ maant dr Hork-Gust resigniert,
„dos gieht, wie se siech hot aufgeführt.
Un wichtig is ah — wie meresch nimmt —
als „w o s“ dar Tute wiederkimmt!“

„Wos?“ mischet siech dr Karl dreinei,
„in ganzen Laam kaa dos net sei!
Es gieht net ah — wie de wuhl s'ist,“⁴⁾
doß de 's zwüte Mol dosalbe bist!“

Mei Luplieb-Arnst — inusse ahm —
wollt' ah sen'n Dreier derzu miet gaam³⁾;
drim sezt'r siech in Postiu:
„Inusse ahm — ich maan' esu.

Mir is dos Ding ganz aanerla,
wie mieh de Leit 'mol wiederjah!
's kaa sei, ich fahr' mit Leib un Seel,
wenn'ch tut bie nei in — — a Kamel.“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ vom Leben; ²⁾ ein Spitzname; ³⁾ mit dazu geben; ⁴⁾ wohl siehst.